

«Immer mehr Altersheime können nicht die Lösung sein»

Andrea Maihofer wurde jüngst am Zentrum für Gender Studies der Uni Basel emeritiert. Im Gespräch mit der *bz* kritisiert die 69-Jährige, dass die heutige Altersbetreuung oft nicht den Bedürfnissen der Menschen entspreche.

Interview: Michael Nittaus

Sie mag emeritiert sein, doch engagiert ist sie noch immer: Andrea Maihofer trat vergangene Woche an einem Anlass des Seniorenvereins Graue Panther Nordwestschweiz im Basler Waisenhaus auf. Die Professorin, die das erste Zentrum für Gender Studies der Schweiz an der Universität Basel vor 20 Jahren aufgebaut hat, beschäftigt sich als Teil der Geschlechterforschung auch mit der Balance zwischen Abhängigkeit und Autonomie im Alter. Im Gespräch mit der *bz* zeigt die 69-jährige Deutsche auf, dass Alternativen zum klassischen Altersheim immer wichtiger werden.

Frau Maihofer, das Schweizerische Gesundheitsobservatorium (Obsan) veröffentlichte im Mai eine Studie, wonach der Bedarf an Alters- und Langzeitpflege bis 2040 um über 50 Prozent steigen wird. Würde die heutige Versorgungspolitik fortgeführt, bräuhete es in der Schweiz 900 zusätzliche Altersheime. Beunruhigt Sie das?

Andrea Maihofer: Es ist schon erstaunlich, dass die Zahl der stationär gepflegten Betagten stetig steigt, obwohl heute oft über 90-Jährige noch zuhause wohnen. Das Eintrittsalter in ein Pflegeheim ist stark gestiegen. Es ist bekannt, dass sich immer mehr alte Menschen eine Kombination von zu Hause wohnen und Pflege und Betreuung wünschen. Die Option Altersheim kommt oft erst ins Spiel, wenn es gar nicht mehr anders geht. Es ist die Lösung für die Schlussphase des Lebens.

Und doch steigt der Bedarf an Langzeitpflegebetten.

Ja, die Lebenserwartung hat sich in den vergangenen 100 Jahren fast verdoppelt auf 85 Jahre für Frauen und 81 für Männer. Zudem wächst die Bevölkerung. Von daher ist klar, dass etwas gemacht werden muss. Doch immer mehr Altersheime können nicht die Lösung sein. Schliesslich ist das Alter heute eine eigene Lebensphase von oft 20 Jahren oder mehr, in denen viele lange Zeit keine regelmässige Pflege oder Betreuung brauchen – schon gar nicht stationär.

Was ist so schlecht an der stationären Alterspflege? Heute sind Altersheime doch keine tristen Häuser mehr, sondern gleichen oft schicken Hotelanlagen.

Das stimmt. Doch in vielen Altersheimen haben wir es aus Kostengründen zunehmend mit einer sehr engen Taktung der Tätigkeiten zu tun. Das führt dazu, dass oft die Zeit nicht mehr ausreicht, um den Bedürfnissen der Heimbewohnenden wirklich gerecht zu werden. Das

ist eine sehr problematische Tendenz und nicht nur für die alten Menschen belastend, sondern auch für die Pflegerinnen und Pfleger. Im Übrigen ist das auch für die ambulante Pflege zunehmend ein Problem. Die Abhängigkeit von Betreuung im Alter wird so oft entwürdigend, weil alles ohne persönlichen Bezug abläuft.

Was muss also geschehen? Die Spitex muss ja auch stark auf die Uhr schauen ...

Wir müssen vielfältige, individuellere Lösungen für eine gelungene Balance zwischen Abhängigkeit und Autonomie finden. Auch alte Menschen haben das Recht auf ein menschenwürdiges Leben. Doch hier etwas grundlegend zu ändern kostet – ohne Frage – viel Geld. Leider dominiert die Frage der Finanzierung die politische Debatte und lähmt mögliche Ideen. Wir sollten uns um die wirklichen Bedürfnisse der älteren Bevölkerung kümmern. Wir alle tragen hierfür die Verantwortung; und letztlich betrifft es ja auch viele einmal selbst. Das wird allerdings oft recht spät erkannt.

Wie sehen diese Bedürfnisse aus?

Die meisten Menschen wollen, wie gesagt, eine Kombination: Sie möchten möglichst lange zuhause bleiben und dabei auf öffentliche Angebote der Pflege und Sorge zurückgreifen können. Doch die individuellen Unterschiede sind gross: Meine Eltern beispielsweise nahmen Ganztagspflege in Anspruch. Meine Schwiegermutter ist nun über 90, lebt noch komplett alleine und benötigt bis jetzt gar keine Pflege. Aber so langsam wird es auch für sie zum Thema.

Der Altersheimverband Curaviva fordert mit Verweis auf die Obsan-Studie kostendeckende Tarife in der Langzeitpflege und -betreuung. Doch es soll auch Freiwilligenarbeit besser genutzt werden, Stichwort «Community Care».

Das finde ich gut. Aber private Hilfe muss immer freiwillig sein. Es darf keinen gesellschaftlichen Druck geben, sich engagieren zu müssen. Der Staat bleibt gefordert und kann die Verantwortung nicht abgeben. Professionelles Pflegepersonal wird es also immer brauchen.

Wo sehen Sie Potenzial zur Freiwilligenarbeit in der Altersbetreuung?

Wir werden alternative Betreuungsmodelle und Wohnformen ausprobieren und fördern müssen. Ich denke da etwa an Generationenhäuser oder Generationenstrassen, in denen sich die Bewohnerinnen und Bewohner verschiedensten Alters gegenseitig helfen und kollektiv organisieren. Dabei geht es oft um



«Der Staat kann die Verantwortung nicht abgeben», sagt Andrea Maihofer. Bild: Kenneth Nars (Basel, 20.5.22)

«Früher oder später wird sich die Viertagewoche auch in der Schweiz durchsetzen.»

einfache Dinge wie Einkaufen, Kochen, Dinge reparieren oder gemeinsam Spazieren gehen.

Jüngere sollen also den Älteren helfen.

Nicht nur. Da ältere Menschen heute oft noch sehr fit und aktiv sind, können auch sie noch andere unterstützen. Viele haben ja das Gefühl, sie seien für die Gesellschaft nur noch eine Last, die viel kostet. Das ist entwürdigend. Sich um andere zu kümmern, gibt das Gefühl, noch

immer etwas Sinnvolles tun zu können, sich geschätzt zu fühlen und auch weniger einsam. Denn viele alte Menschen leiden heute auch unter Einsamkeit und Mangel an Wertschätzung.

Sie betreiben Geschlechterforschung. Spielen die Geschlechter bei der Altersbetreuung eine grosse Rolle?

Ich habe viel zu familiärer Arbeitsteilung geforscht. Frauen leisten nach wie vor den grössten Teil der familialen Arbeit. Auch im Alter sind sie viel häufiger jene, welche Ältere betreuen und pflegen. Das fängt schon in der eigenen Familie an. Meist ist die Frau noch fitter als ihr Mann und wird auch älter. Obwohl diese Arbeit gesellschaftlich notwendig ist, werden Sorgearbeiten nach wie vor als angeblich typisch weibliche Tätigkeiten wenig wertgeschätzt. Männer sollten die Chance erhalten, hier mehr Verantwortung zu übernehmen.

Werden diese Rollenbilder nicht nach und nach aufgeweicht?

Tatsächlich gibt es immer mehr

engagierte Männer, die sich kümmern wollen. Hier spricht man von «caring masculinity». Doch die Gesellschaft muss das auch ermöglichen.

Was braucht es dazu?

Eine Möglichkeit sind Arbeitszeitverkürzungen. Dabei geht es nicht nur darum, mehr Zeit zu haben, ältere Menschen zu unterstützen. Es geht auch um die eigene Gesundheit. Wenn man sich mehr um die eigene Gesundheit kümmern kann, ist man im Alter möglicherweise gesünder.

Braucht es dann bis 2040 keine 900 neuen Altersheime?

Arbeitszeitverkürzung ist für mich ein entscheidender Faktor. Mehrere Länder testen die Viertagewoche. Dadurch können sogar Kosten gesenkt werden. Ich glaube früher oder später wird sich das auch in der Schweiz durchsetzen. Jeder hat das Recht auf ein menschenwürdiges Altern. Und hierfür ist für alle eine gelungene Balance von Sorge um sich und Sorge um andere zentral.

«Jugendliche brauchen unser Vertrauen»

UPK Basel Galt die grösste Sorge am Anfang der Coronapandemie noch den ältesten der Gesellschaft, rückten nach und nach die jüngsten in den Fokus: immer mehr entwickelten depressive Symptome. Und kaum ging es wieder aufwärts, kam der Ukraine-Krieg und die Klimakrise hängt wie ein Damoklesschwert über den Menschen. So führt Pascale Hofmeier, Sprecherin der Universitären Psychiatrischen Kliniken Basel (UPK), in die erste Veranstaltungsreihe «Mensch.Psyche» ein. Professor Alain di Gallo, Direktor der Klinik für Kinder und Jugendliche der UPK, stimmt ihr zu. Gemäss di Gallo zeigten Studien ganz klar, dass während der Pandemie unter den 14- bis 24-jährigen mehr Menschen von depressiven Symptomen betroffen waren als unter den älteren. Und auch: «Je länger die Pandemie dauerte, umso stärker wurden die Symptome bei den Jugendlichen. Bei den übrigen Altersgruppen blieben sie in etwa gleich», führt di Gallo aus.

Die Gründe hierfür seien, so führt Di Gallo an, dass die Pandemie die Gesellschaft verunsichert habe, so auch die Eltern und Lehrpersonen, also die Bezugspersonen der Kinder und Jugendlichen. Dies habe abgefärbt. Hinzu sei die Angst vor Vereinsamung gekommen, die bei den Jungen stets die Angst vor dem Coronavirus überwog. Die Angst sei ein zentrales Thema. Das sagt auch Mitreferentin Christina Stadler, leitende Psychologin der Klinik für Kinder und Jugendliche der UPK. Sie verortet das Problem bei der sogenannten Selbstwirksamkeit: «Das Gefühl, Kontrolle über das Leben zu haben, hat abgenommen.» Eine deutsche Online-Trendstudie zeigt auf, dass die Pandemie bei Jugendlichen vor allem Angst, nicht Aggression geschürt habe. Auch nehmen sie ihre Lebensqualität als viel schlechter wahr, als noch vor der Coronakrise. Und sie stehen dem hilflos gegenüber.

Was hilft also? Irene Fontanilles, Schulleiterin der UPK-Klinikschiolen, führt eine deutsche Studie an, wonach Jugendliche die Schulschiessungen – in Deutschland deutlich länger als in der Schweiz – und damit die Trennung von ihren Gleichaltrigen besser verkraftet hätten, wenn sie auf verlässliche familiäre Beziehungen zurückgreifen konnten. «Diese Bindungen stiften Vertrauen» in einer Zeit der grossen Unbeständigkeit und Unsicherheit, so Fontanilles. Beim Vertrauen hakt auch Alain di Gallo ein. Es sei unerlässlich, den Jugendlichen als Eltern, als Lehr- oder sonstige Bezugspersonen das Vertrauen entgegenzubringen, dass sie die Krise meistern können. Nur so kämen sie zurück in die Handlungsfähigkeit. Und es sei sehr wichtig, das vorzuleben: «Wir hören nicht mehr auf unseren Körper und auf uns selbst. Aber das sollten wir wieder lernen.» Damit sei eine gute Voraussetzung geschaffen, in Krisenzeiten widerstandsfähig zu bleiben. (nma)